

Die Grundzüge der digitalen Medienökonomie



Digitale Medienökonomie

Von Prof. i.R. Dr. Klaus-Dieter
Altmeppen et al.

2023, 300 S., brosch., 29,- €

ISBN 978-3-8487-6889-9

E-Book 978-3-7489-0984-2

(Studienkurs Medien &
Kommunikation)

Medien, Plattformen, Ökonomisierung – Dieses Lehrbuch vermittelt aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive zentrale Erkenntnisse und Theorien der (digitalen) Medienökonomie. Betrachtet werden neben Produkten, Märkten und Strategien auch Akteure und ethische Aspekte.

 Nomos
eLibrary nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter
nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos

avisiert.

In dieser Ausgabe widmen wir uns im Debattenschwerpunkt „Wissen rundum greifbar machen“ der zunehmend an Bedeutung gewinnenden Third Mission von Hochschulen und dabei insbesondere dem Wissenstransfer. Auf einen Überblickstext, was dies heißen und wie das funktionieren kann, folgen sieben vertiefende Positionen: Christian Strippel verlangt den gezielten Ausbau von Forschungsinfrastrukturen auch, um Forschung gezielter öffentlich Gehör zu verschaffen. Christopher Buschow bezieht Position zur Kraft der Transformativen Forschung. Holger Wormer beschreibt in seinem Standpunkt, was Citizen Science tatsächlich leisten kann. Gerit Götzenbrucker illustriert am Praxisprojekt „Angstfrei mobil“, wie durch Angewandte Wissenschaft Alltag verbessert und Wissenschaftsskepsis reduziert wird. Klaus Meier plädiert dafür, trotz zuweilen durchwachsender Erfahrungen den Journalisten und Journalistinnen Forschungsleistungen zu erläutern und sie zu ermuntern, sich ab und an auch auf interaktive Forschungsprozesse einzulassen. Vinzenz Wyss appelliert an die Fachgesellschaften, transdisziplinäre Forschung endlich als „Return on Investment“ zu unterstützen. Und Marlis Prinzing, Daniela Schlütz, Birte Kuhle und Charmaine Voigt beschreiben konkrete Schritte einer Initiative, die Transfer- und Third Mission-Anstrengungen in der DGPK bündeln und vorantreiben möchte.

Neben der Debatte finden sich aktuelle Informationen aus den drei deutschsprachigen Fachgesellschaften DGPK, ÖGK und SGKM. Erreicht haben uns Tagungsberichte der Fachgruppen Digitale Kommunikation, Gesundheitskommunikation, Internationale und Interkulturelle Kommunikation,

Kommunikation und Politik, Kommunikations- und Medienethik, Medien – Öffentlichkeit – Geschlecht, Medienpädagogik, Mediensport und Sportkommunikation, Mediensprache – Mediendiskurse, Public Relations und Organisationskommunikation, Soziologie der Medienkommunikation, Rezeptions- und Wirkungsforschung, Visuelle Kommunikation sowie Werbekommunikation.

Neue Fachveröffentlichungen hat Stefan Weinacht in der Rubrik Neu Erschienen zusammengestellt. Gerhard Vowe berichtet über eine Dokumentation, die beim zweiten Inkubator-Meeting zur Steigerung der Erfolgchancen von DFG-Forschungsverbänden entstanden ist.

Desiree Schmuck beantwortet Interviewfragen zu ihrem Weg in der Kommunikationswissenschaft und beschreibt „intrinsisches Interesse“ als ihren Hauptmotivator.

Wir wünschen allen viel Spaß bei der Lektüre und weiterhin ein gutes Sommersemester 2024!

Marlis Prinzing und Petra Herczeg

Wissen rundum greifbar machen

Ein Debattenschwerpunkt mit Beiträgen von Christian Strippel, Christopher Buschow, Holger Wormer, Gerit Götzenbrucker, Klaus Meier, Vinzenz Wyss sowie Marlis Prinzing, Daniela Schlütz, Birte Kuhle und Charmaine Voigt

Marlis Prinzing (Hochschule Macromedia Köln)

Was treibt die Welt „da draußen“ um? Welche Fragen stellen sich? Und welche dieser Fragen richten sich an die Kommunikations- und Medienwissenschaft? Bei der Bewertung von wissenschaftlichen Leistungen, bei Veröffentlichungen, Ausgründungen, Drittmiteleinwerbungen und teils über Denominationen gewinnen in nahezu allen Fachkulturen solche Fragen nach der neben Forschung und Lehre „Dritten Mission“ von Hochschulen (endlich) zunehmend Gewicht. Der Auftrag richtet sich an Universitäten, an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften, an Voll-Unis ebenso wie an fachgebietsbezogene.

Die Regierungskoalition von SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP will Wissenschaftskommunikation systematisch stärken; im März wurde ihr Antrag (20/10606) im Bundestag beraten und an den Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung überwiesen. Der Antrag signalisiert, dass die Bedeutung der Wissenschaft-Praxis-Brücke mehr ins Bewusstsein der Politik rückt, zeigt aber auch, dass die Vielfalt von Wissenstransfer übersehen wird. Wissen kommunizieren ist zweifellos ein wichtiger Baustein für im Antrag formulierte Anliegen wie z. B. auf wissenschaftliche Evidenz bauende demokratische Prozesse zu fördern, das Vertrauen von Menschen in Wissenschaft und damit ihre Resilienz zu stärken sowie Transferleistungskriterien in der Forschungsförderung aus Bundesmitteln zu verankern. Aber Third Mission ist mehr. Sie ist kein Synonym für Wissenstransfer, sondern eher ein Oberbegriff für ein aktives Verflechten von Hochschule und außerhochschulischer Umwelt, das den Transfer von Wissen und Technologie, Weiterbildung und gesellschaftliches Engagement umfasst, beschreiben Roessler und Hachmeister (2021). Wissenstransfer im

Kontext der Third Mission kann in eine oder in mehrere Richtungen sowie wechselseitig erfolgen. Das Thema ist nicht neu, hat aber Auftrieb.

Die Covid-Pandemie als gesellschaftliche Herausforderung illustrierte, wie Gesellschaft, Politik und Wissenschaft gewinnbringend zusammenwirken können (sowie, wo Fallstricke sind) und war ein Hebel, um Third Mission und Wissenstransfer voranzubringen. Roessler und Hachmeister beschreiben weitere Hebel: Eine „Kultur des Ermöglichens“ schaffen, Institutionen und Personen über ihre Transferstärke positionieren, diese messbar machen (z. B. entlang des FIFTH-Modells – „Facetten von und Indikatoren für angewandte Forschung und Third Mission für angewandte Wissenschaften“, www.che.de/third-mission) und darauf die hochschulrechtlich verlangte Auskunftsfähigkeit gegenüber der Öffentlichkeit stützen.

Wissenstransfer kann Innovations- und Technikfolgen wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, technisch, publizistisch erfassen, Innovationen wertorientiert entwickeln sowie evidenzbasiert aktuelle Fragen der Gesellschaft, Branchen oder Unternehmen beantworten. Basis solcher Denk- und Handlungsweisen ist ein Wissenschaftsverständnis, das mehrere Zugänge verbindet: Open Science-Vorstellungen, Transformative Wissenschaft und Öffentliche (Kommunikations-)Wissenschaft. Darauf lassen sich Brücken bauen – zwischen Hochschulen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen, Hochschulen und Medienhäusern. Brücken, die zu multidisziplinären, internationalen Projektteams führen und das Methodenspektrum erweitern, wie z. B. im Lokaljournalismus-Projekt „Towards responsible AI in Journalismus“, wo Hochschulen und ein Medienhaus mit „Design Thinking-Methoden“ innovative Werkzeuge entwickeln.

Referenzen: Antrag der Regierungskoalition vom 12.03.2024: <https://dserver.bundestag.de/btd/20/106/2010606.pdf> Beispielprojekt „Towards responsible AI in Journalismus“ (im internationalen Team: Hochschulen, VW-Stiftung, Rheinische Post) <https://www.algorithmic.news/> Roessler, I. & Hachmeister, C. (2023): Wissenstransfer als Bestandteil der Third Mission der Hochschulen. In: Schmidt, U. & Schönheim, K. (Hg.) (2021): Transfer von Innovation und Wissen, Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-33667-7_11, S. 195-214.

Nachhaltiger Wissenstransfer durch Forschungsinfrastrukturen

Standpunkt: Christian Strippel (Weizenbaum-Institut Berlin, DGPuK-AG Forschungsinfrastrukturen)

Foto: B. Wannemacher / FU Berlin



Die anhaltenden Diskussionen rund um die immer prekärer werdenden Zugänge für Wissenschaftler:innen zu den Daten von Social-Media-Plattformen wie Facebook und Twitter zeigen, wie wichtig offene und zuverlässige Infrastrukturen für unsere Forschung sind. Die Entscheidungen dieser Unternehmen, ihre APIs zu schließen oder unter Zahlungsvorbehalt zu stellen, haben die bis dato prosperierende Beforschung dieser Plattformen erheblich gedämpft. Im Gegensatz dazu hat die Forschung zu Messenger-Diensten wie Telegram in den letzten Jahren stark zugelegt. Das hat zum einen mit der gestiegenen Relevanz dieser Dienste zu tun, ist aber auch darauf zurückzuführen, dass Telegram überhaupt noch Zugang zu seinen Daten gewährt. Auch wenn diese Entwicklung nur bestimmte Formen der Social-Media-Forschung betreffen, zeigt dieses Beispiel doch, was passiert, wenn vorhandene – in diesem Fall technische – Infrastrukturen für die Forschung wegfallen.

Der Wissenschaftsrat ging in seinen „Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften“ von 2011 so weit zu schreiben: „Ohne Instrumente und Institutionen, die allen Mitgliedern der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Unterstützung ihrer Forschung zur Verfügung stehen, ist die Anknüpfung an vorhergegangene Erkenntnisprozesse und deren systematische Weiterentwicklung in einer dezentral organisierten Wissenschaftswelt nicht möglich“. Ich behaupte, dass gute Forschungsinfrastrukturen unter den Bedingungen unserer Aufmerksamkeitsökonomie auch für einen nachhaltigen Wissenstransfer unabdinglich sind.

Die kleinteilige Forschung unseres Fachs hat es in der Regel schwer, sich unter den Bedingungen digitaler Öffentlichkeiten Gehör zu verschaffen. Aufmerksamkeit bekommen bislang vor allem Studien mit kontraintuitiven Befunden oder

wenn sie gesellschaftliche Konflikte, Risiken und Gefahren thematisieren, aktuell etwa Forschung zu Hate Speech, Mis- und Desinformation, Polarisierung, die Macht der Plattformen, neuerdings auch Künstliche Intelligenz und immer wieder Filter Bubbles. Wünschenswert wäre jedoch, wenn wir über die beiden Nachrichtenwertfaktoren Negativität und Überraschung hinaus mehr Aufmerksamkeit auch für Forschungsthemen mit größerer Reichweite bekommen.

Wie das geht, zeigen uns etwa die Soziologie und Politikwissenschaft, die mit groß angelegten Langfristprojekten wie dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP), der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) oder der German Longitudinal Election Study (GLES) systematische Forschung auf Dauer stellen und damit auch Einfluss auf den öffentlichen Diskurs haben. Ebenso wird durch die starke Buchkultur insbesondere in der Soziologie öffentliche Aufmerksamkeit auch dadurch generiert, dass die aktuelle Forschung für ein öffentliches Publikum einfach zugänglich aufbereitet wird.

Ein gezielter Ausbau solcher Forschungsinfrastrukturen kann auch der Medien- und Kommunikationswissenschaft dabei helfen, ihre Inhalte stärker in die Öffentlichkeit zu bringen. Am Weizenbaum-Institut probieren wir dazu aktuell unterschiedliche Formate aus: Mit dem „Weizenbaum Panel“ werden etwa jährlich Befragungsdaten zur Internetnutzung und politischen Partizipation erhoben und in einem regelmäßig erscheinenden Report öffentlich kommuniziert, und zwei Kolleginnen erarbeiten regelmäßig Forschungssynthesen zu Themen wie digitale Souveränität und Einfluss sozialer Medien auf die öffentliche Meinungsbildung, die sich dezidiert an eine interessierte Öffentlichkeit richten. Diese Beispiele zeigen: Durch den Aufbau von Forschungsinfrastrukturen lassen sich eine stärkere Systematisierung unserer Forschung mit einem nachhaltigen Wissenstransfer verbinden.

aviso

Transformative Forschung für die Kommunikationswissenschaft

Standpunkt: Christopher Buschow (Hamburg Media School/Technische Universität Hamburg)

Um einen wirkungsvolleren Einfluss in der Gesellschaft zu erzielen, sollte die Kommunikationswissenschaft ihren Transferbegriff überdenken. Anstelle einer linearen Weitergabe von wissenschaftlichem Wissen in außerwissenschaftliche Kontexte sollte sie eine wechselseitige Interaktion mit vielfältigen Akteur:innen außerhalb der Wissenschaft anstreben. Auch dies würde den Weg ebnen zu einer öffentlichen Wissenschaft, die von einem wachsenden Teil unseres Fachs unterstützt wird.

Transformative Forschung kommt dabei eine Schlüsselrolle zu. Im Gegensatz zu konventionellen Erkenntniswegen begreift sie den Forschungsprozess als transdisziplinäres Unterfangen, das gemeinsam mit nicht-wissenschaftlichen Akteur:innen gestaltet wird. Statt auf linearen Wissenstransfer setzt sie auf einen wechselseitigen Austausch von Wissen, von dem sowohl die Forschung als auch die Praxis profitieren. Ziel transformativer Forschung ist es, wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt aktiv in die Weiterentwicklung ihrer untersuchten Gegenstände einfließen zu lassen und auch aus dieser Interaktion wieder zu lernen. Ihr Fokus liegt nicht allein auf der Generierung von Wissen, sondern auch darauf, dieses Wissen als Katalysator für sozialen Wandel und Innovation nutzbar zu machen.

In einem laufenden BMBF-Verbundforschungsprojekt erproben wir den transformativen Ansatz anhand des Wissenschaftsjournalismus. In Zusammenarbeit mit der Wissenschaftspressekonferenz (WPK), dem Berufsverband der Wissenschaftsjournalist:innen in Deutschland, begleiten wir den WPK Innovationsfonds für den Wissenschaftsjournalismus, der journalistischen Pionier:innen mit finanziellen Mitteln und Coachings hilft, ihre Innovationsideen in der Branche voranzutreiben. Die transformative Begleitforschung soll Erkenntnisse liefern, die

einerseits die Innovationsforschung im Wissenschaftsjournalismus erweitern, andererseits die Ausgestaltung und Weiterentwicklung des Innovationsfonds prozessbegleitend unterstützen.

Erste Ergebnisse aus dem Projekt zeigen den Nutzen für beide Seiten: Die Forschung profitiert von einem einzigartigen Forschungssetting, von Impulsen und Kontextwissen der Kooperationspartnerin, um Forschungsfragen und Interpretationen anzuregen. Die Praxis wiederum kann evidenzinformierte Entscheidungen treffen, wobei Wissenstransfer integraler Bestandteil des Forschungsprozesses ist. Allerdings ergeben sich auch neue Kooperationsherausforderungen, etwa die Klärung von Rollen und Verantwortlichkeiten, unterschiedliche Motive und Anreizsysteme der beteiligten Akteur:innen sowie die Abgrenzung eines handhabbaren Forschungsrahmens.

Transformative Forschung als zusätzlicher Erkenntnisweg steht noch am Anfang. Die Erfahrungen mit öffentlicher, transformativer und transdisziplinärer Kommunikationswissenschaft, die in den letzten Jahren im Fach gesammelt wurden, sollten stärker aufeinander bezogen werden. Aus diesem Grund gestalten Silke Fürst, Larissa Krainer und ich ein Themenheft des Medien Journal, mit dem wir all denjenigen ein Forum bieten wollen, die empirische oder programmatisch-konzeptionelle Beiträge zu dieser Selbstverständnisdebatte leisten möchten. Wir sind überzeugt: Es ist lohnenswert, die Diskussion weiter zu vertiefen.



Foto: Sebastian Isacu

Referenzen: <https://oeffentliche-kowi.org/>
<https://innovationsfonds.wpk.org/>
 Buschow, C., Noster, A., Hettwer, H., Lich-Knight, L. & Zotta, F. (2024). Transforming science journalism through collaborative research: a case study of the German "WPK Innovation Fund for Science Journalism" JCOM 23(02), No2.
<https://doi.org/10.22323/2.23020802>
 Zum Call for Papers:
https://netlibrary.aau.at/medienjournal/wiki/call_for_papers

Lassen Sie mich durch, ich bin Citizen Scientist!

Standpunkt: Holger Wormer (Technische Universität Dortmund)

Foto: TU Dortmund / Felix Schmale



„Lassen Sie mich durch, ich bin Arzt!“ – In überfüllten Sälen oder langen Warteschlangen verfügt dieser Satz längst über den Status eines Running Gags. Passend dazu hat der British Council vor etlichen Jahren Sticker mit dem Slogan „Trust me, I am a scientist“ herausgegeben, wobei der Text eine selbstironische Karikatur einer reichlich verschrobenen Forscherperson umrahmte. Warum man ausgerechnet solchen Personen glauben, bzw. warum das von ihnen produzierte Wissen zumindest im Grundsatz vertrauenswürdiger sein sollte als andere Wissensformen, wurde in der Vergangenheit allerdings selten ausführlich begründet. Wissenschaftliches Ethos, wissenschaftliche Prozesse, Standards, Methoden und deren Grenzen blieben hinter der öffentlichen Kommunikation von bloßen Forschungsergebnissen meist zurück. Ähnliches gilt für den Journalismus: Recherche-standards, Vier-Augen-Prinzip, Factchecking oder Schlussredaktion – wie journalistisches Wissen idealerweise entsteht und geprüft wird, wurde kaum kommuniziert; auch hier begnügte man sich eher mit einer Haltung der Art „Glauben Sie mir, ich bin der SPIEGEL (oder die FAZ oder die ZEIT)!“.

Citizen Science-Projekte in den Kommunikationswissenschaften und speziell der Journalismusforschung könnten hier in beiden Feldern neue Perspektiven eröffnen und die „science und media literacy“ gleichzeitig verbessern helfen. Allerdings haben viele bürgerwissenschaftliche Projekte in der Vergangenheit meist mehr versprochen als gehalten. Nicht selten war der wissenschaftliche Ertrag sehr begrenzt oder die Bürgerbeteiligung hatte in Wahrheit eher Feigenblattcharakter, die eine leichtere Drittmittelfinanzierung ermöglichte. Themen aus den Kommunikationswissenschaften im engeren Sinne spielten zudem kaum eine Rolle gegenüber dominierenden bürgerwissenschaftlichen Disziplinen wie Umwelt

und Biologie, deren klassische Bird watching-Projekte bis heute vielen als charakteristisch für das Feld gelten. Inzwischen wurde der Wert eines „Crowdsourcing“ in Medien zumindest als datenjournalistische Recherchemethode ebenso wie als Mittel zur Leser-Blatt- bzw. Markenbindung erkannt.

Wer Bürgerbeteiligung jedoch allein als Nutzung von externen Datenjägern und -sammlern betrachtet (in einschlägigen Typologien „contributory projects“ genannt), nutzt nur einen Teil des Potenzials. Um wirklich Verständnis für die Funktionsweisen von Forschung und das Wesen von Wissenschaft zu vermitteln, empfehlen sich vielmehr „co-created projects“: Bei diesem Typus von Projekten arbeiten Bürgerinnen und Bürger bereits an der Operationalisierung von Forschungsfragen mit – was bereits deutlich mehr geeignet ist, um Verständnis für Forschungsprozesse (oder eben die Arbeitsprinzipien journalistischer Medien) zu wecken.

Gleichwohl sind gerade solche stark involvierenden Citizen Science-Projekte aufwändig und anspruchsvoll. Keinesfalls sollten sie sich zur einfachen Maßnahme von Wissenschafts-PR degradieren lassen, wie dies jüngste Bundestagsanträge zur Förderung von Wissenschaftskommunikation befürchten lassen. Bereits vor einigen Jahren haben wir in einem eigenen Projekt (medien-doktor citizen) gezeigt, wie sich Citizen Science in einer besonders intensiven Form der Rezipientenforschung einsetzen lässt, wobei das Publikum nicht bloß beobachtetes Objekt, sondern gleichzeitig auch beteiligtes Subjekt sein kann. Bei entsprechenden Multiplikatoren eingesetzt, können solche Projekte zumindest ein Baustein sein, um Urteils- und Kritikfähigkeit gegenüber Informationen aus Forschung und Medien zu stärken und gleichzeitig Verständnis für deren Arbeitsweise zu stärken – glauben Sie mir...!

av

Wissen schafft Praxis: Mobilität vulnerabler Personen als Beispiel

Gerit Götzenbrucker (Universität Wien)

Wissenschaftsskepsis in der Bevölkerung (Starkbaum et al., 2023) ist eine Barriere im wissenschaftlichen Informations- und Wissenstransfer, der mit größtmöglicher Sensibilität, Transparenz und Offenheit der Forschung zu begegnen ist. Insbesondere sensible Themenstellungen zu Gesundheitsfragen vulnerabler Bevölkerungsgruppen, die – wie im Projektbeispiel „Angstfrei mobil!“ – aufgrund von erlebten Ängsten im öffentlichen Personennahverkehr ihre Mobilitätsfreiheiten einbüßen, sind aufgrund diverser Interessen und Beteiligungsansprüche herausfordernd. Nicht nur die direkte Partizipation von Betroffenen, sondern auch die Einbindung öffentlicher Infrastrukturbetreiber (Wiener Linien, Wiener Lokalbahnen, WIPARK), Beratungsstellen (Verkehrspsychologie, Psychosozialer Dienst, Jugendcoaching) sowie Selbsthilfegruppen (zu Angsterkrankungen) schaffen breiter ausgelegte und anerkannte Grundlagen für gleichbehandelnde – über physische Einschränkungen hinausgehende – innovative Planungsprozesse. So erweitern insbesondere Geomedien wie digitale Routenplaner und Assistenzsysteme die Orientierung, Planungsmöglichkeiten und Erfahrungsdimensionen der Betroffenen im angstbesetzten Mobilitätsprozess.

Die Forschung integriert sensible Interviews und Mobilitätsspaziergänge, was tiefe Einblicke in die Bedürfnisse der psychisch belasteten Personengruppe liefert. Betroffene werden in diesem Prozess jedenfalls als Expert:innen ihrer Situation mit explizitem aber auch implizitem Wissen, Multiplikator:innen, aber auch Kritiker:innen wertgeschätzt.

Ziel ist, neben der Erhebung von expliziten Wissensbeständen auch implizites und prozedurales Wissen für die Allgemeinheit nutzbar zu machen.

Eine interdisziplinäre Ethik-Kommission an der Universität Wien sichert Persönlichkeitsrechte

aller Beteiligten, entsprechende Erhebungsinstrumente sowie Datenmanagement samt Rücktrittsrechten und adäquate Disseminationsstrategien. Neben Endergebnissen sollten auch Teilergebnisse iterativ im (mehrjährigen) Forschungsverlauf notwendiges Verstehen und Verständnis schaffen.

Eine digitale Plattform für Wissenstransfer an unserer Fakultät erlaubt Rückflüsse nicht nur in wissenschaftliche Communities, sondern auch in gesellschaftliche Bereiche mit öffentlichem Interesse sowie in die Gesamtgesellschaft – jeweils auf den Ebenen der Wissensproduktion, Wissensweitergabe und Wissensverwertung.

Neben der wissenschaftlichen Dissemination neuer (methodologischer) Erkenntnisse in Fachpublikationen und Tagungsvorträgen sowie forschungsgeleiteter Lehre sollte open science die wissenschaftliche Integrität sichern.

Darüber hinaus ist auch die Dissemination von Forschungswissen in Bereiche mit öffentlichem Interesse sowie der Fachindustrie sinnvoll, um unternehmensinterne Öffentlichkeiten zu erreichen; Projektförderung und Beteiligung bringt wie im besprochenen Beispiel Wissensbestände in Diskussion: Expert:innenworkshops mit den Wiener Linien sowie weiteren Fachöffentlichkeiten (Hilfsfond, Verkehrspsychologie, Verkehrsclub oder Selbsthilfvereine) mündeten letztlich auch in Umsetzungsstrategien.

Gesellschaftliche Reichweite bringen Projektwebsites, Social Media Auftritte, Befragungen, Broschüren sowie partizipative Veranstaltungen. Die Wissensweitergabe in Schulen durch Wissenschaftsbotschafter:innen wirkt ebenso nachhaltig wie verkehrspsychologische Beratung und gezielte Medienarbeit für „Angstfrei mobil!“.



Zwischen gut und geht so: Unser Fach in journalistischen Beiträgen

Klaus Meier (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)



Das einstündige Interview mit der Journalistin war flankiert durch zehn zum Teil ausführliche Mails – und am Ende habe ich drei Absätze für einen gebauten Beitrag autorisiert. Kurze Zeit später standen im Magazin-Report die autorisierten Passagen fast komplett wörtlich und noch einige Hintergrundinfos aus den Mails und dem Interview. Es fehlte nur die Quelle: Die Autorin schrieb, sie habe alles „aus Gesprächen mit vielen Journalistinnen und Journalisten“ zusammengetragen. Kein Input aus der Kommunikationswissenschaft.

Dieses Beispiel aus dem Frühjahr 2023 ist sicher ein extremer Fall, neben vielfältigen Erfahrungen zur Präsenz unseres Faches in journalistischen Beiträgen. Es gibt viele Gründe, warum im Journalismus mit Expert:innen aus der Journalismusforschung – oder allgemein der Kommunikationswissenschaft – im Vergleich zu anderen (Sozial-)Wissenschaften anders umgegangen wird. Nur einer davon: Da es sich um die eigene Profession handelt, glauben etliche, man wisse ja selbst am besten Bescheid. Oder man tut zumindest so.

Aus den Studien zu den Funktionen von Expert:innen im Journalismus wissen wir zudem, dass Zitate in gebauten Beiträgen oft strategisch eingesetzt werden. Das bestätigt sich immer wieder: Aussagen werden verwendet, um das Framing oder die Dramaturgie zu stützen. Weil wir das aus der Forschung wissen, rechnen wir eigentlich damit, lassen uns darauf ein, regen uns nicht darüber auf und begegnen auch dem Mut zur pointierten Äußerung gelassen: „What do you think?“ statt „What do we know?“. Und dass man uns gerne als „Medienwissenschaft“ statt als Kommunikationswissenschaft bezeichnet – geschenkt!

Seit Jahrzehnten gibt es das Lamento, dass die Präsenz unseres Faches in der journalistischen Berichterstattung zu schwach sei, vgl. zum Beispiel die Debatten auf der Dortmunder

DGPuK-Jahrestagung 2011 zu „Anwendungsoptionen und gesellschaftliche Relevanz der Kommunikations- und Medienforschung“. Ein Hauptgrund liegt sicher darin, dass Medienjournalismus eine Nische ist, im Vergleich etwa zur Politikberichterstattung.

Zudem gibt es natürlich andere Erfahrungen, auch viele positive. In Wortlautinterviews oder Anfragen für Essays spielt größtenteils die Neugier auf empirische Erkenntnisse und aktuelle Studien eine große Rolle – oder auf die Erklärung von Zusammenhängen auf Basis wissenschaftlicher Theorien („Warum ist Journalismus so?“). Zunehmend kommen normativ geprägte Anfragen, in einem Interview oder Essay die Leistungen des Journalismus nicht nur kritisch zu reflektieren, sondern zu rechtfertigen oder zu verteidigen, also Journalismus als einen der Schlüsselberufe für eine demokratische Gesellschaft darzustellen und darauf bezogenen Anforderungen an die Qualität des Journalismus zu diskutieren. Dass sich die Mühe lohnt, zeigt sich in Anschlussdiskussionen mit Publikum, etwa bei Veranstaltungen zu Zeitungsjubiläen. Menschen zum Nachdenken über den Wert des Journalismus anzuregen, müsste viel öfter auch Aufgabe des Journalismus selbst sein.

Und wenn wir über „Transfer“ sprechen, dann muss man unbedingt auch betonen, dass das Beziehungsgeflecht zwischen Kommunikationswissenschaft – und hier insbesondere der Journalismusforschung – und Redaktionen in den letzten Jahren ungemein gewachsen ist, nicht in erster Linie als Quelle für medienjournalistische Berichte, sondern hinter der Bühne der Öffentlichkeit. Es gibt eine Vielzahl gelungener Kooperationen, bei denen die Hürden zwischen Forschung, Lehre und Praxis nicht ausgeblendet, aber Vorteile für beide Seiten geschaffen werden. Die Zusammenarbeit fördert die gesellschaftliche und praktische Relevanz der Forschung. Und umgekehrt tun sich Redaktionen in ihrem

av

enormen Innovationsdruck leichter, wenn sie Forschungsergebnisse nicht nur wahrnehmen, sondern sich als Partnerinnen auf interaktive Forschungsprozesse einlassen. Von Alphons Silbermanns Pamphlet in der Zeit unter dem Titel „Abgesang auf die deutsche Medien- und Kommunikationswissenschaft“ im Dezember 1996 sind wir jedenfalls meilenweit entfernt.

Literatur: Klaus Meier (2020): Redaktionen zukunftsfähig machen. Der Transfer zwischen Medienwissenschaft und Praxis. In: epd medien, Nr. 9 vom 28.2., 7-10. https://edoc.ku.de/id/eprint/23913/1/Meier_epd-medien_Transfer_zwischen_Medienwissenschaft_und_Praxis.pdf
Jonas Schützeneder / Katherine M. Engelke / Bernadette Uth / Michael Graßl / Korbinian Klinghardt / Laura Badura / Bernd Blöbaum / Klaus Meier (2022): Transferprozesse in der Journalismusforschung. Chancen und Herausforderungen im inter- und transdisziplinären Kontext der Journalismusforschung. In: M&K, 70 (1-2), 118-139. <http://www.doi.org/10.5771/1615-634X-2022-1-2-118>

Transdisziplinarität braucht Regeln der Scientific Community

Standpunkt: Vinzenz Wyss (Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Winterthur)

Transdisziplinarität in der Medien- und Kommunikationswissenschaft – Return on Investment oder vergebliche Liebesmüh? So lautet die Fragestellung, unter der die Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft SGKM im Jahr 2013 eine Fachtagung ausgerichtet hat. Ich war damals Präsident dieser Gesellschaft und stolz, das Thema Transdisziplinarität endlich in die Scientific Community zu tragen. Heute – nach mehr als zehn Jahren – muss ich feststellen, dass dieses Vorhaben eher vergebliche Liebesmüh war. Auch heute noch scheinen hartgesottene Wissenschaftler:innen unserer Disziplin den Transfer zwischen Wissenschaft und Gesellschaft misszuverstehen. Denn sie weisen der Wissenschaft den Status der dominanten Produzentin von Wissen zu, deren Erkenntnisse „erfolgreich“ in die Gesellschaft verteilt und dort etwa Regulierungsbehörden, Medien- und Branchenorganisationen, Medien-schaffende, politische, psychologische oder pädagogische (Kommunikations-)Berater:innen erreichen sollen. Dieses herkömmliche Transfer-Kaskade-Konzept scheitert in Regel.

Die Medien- und Kommunikationswissenschaft wird jedoch immer mehr herausgefordert, ihre Leistungsfähigkeit und Dienlichkeit als anwendungsorientierte Wissenschaft unter Beweis zu stellen. Der härter werdende Wettbewerb um

finanzielle Ressourcen für Wissenschaft verlangt von den Forschenden zunehmend die öffentliche Legitimation ihres Forschens. Gleichzeitig birgt die erwartete Transferleistung die Gefahr der Vernachlässigung von Grundlagenforschung und des Reputationsverlustes innerhalb der Wissenschaft. Transferbemühungen können ausserdem überhöhte Erwartungen an die Verwertbarkeit kommunikations- und medienwissenschaftlicher Forschung zur Folge haben.

Die Qualität der transdisziplinären Forschung wird massgeblich davon bestimmt, wie die Forschenden mit solchen Spannungen zurechtkommen. Sie müssen ein Reflexionsvermögen bezüglich der Chancen und Fährnisse des gewünschten Transfers aufbauen und bestimmte Prinzipien und Gütekriterien der Transdisziplinarität beachten: Forschende sollen von Anfang an problembezogene Transferüberlegungen in die Konzeption ihrer Forschungsvorhaben einbeziehen, Anwender:innen interaktiv und substanziell an der Forschung beteiligen und – eine zentrale Bedingung für das Gelingen des Transfers – mit ihnen eine gemeinsame Sprache entwickeln. Es ist zu akzeptieren, dass Wissenschaft und Praxis nach einer je eigenen Logik operieren und die zu lösenden Probleme im Rahmen ihrer eigenen Rationalität definieren. Ein Beispiel: Eine ja gut gemeinte wissenschaftliche Qualitätsvermessung der journalistischen Berichterstattung wird



Foto: Manuel Bauer

av

den Journalismus nur dann zum Rasonieren bringen, wenn das konstitutive Qualitätskriterium „Vermittlungsqualität im Sinne von Narrativität“ auch in das Messmodell aufgenommen wird. Ansonsten läuft man Gefahr, dass die Befunde entweder nichts bewegen oder bloss die PR-Maschinerie der Medienunternehmen in Gang setzen. Die Etablierung eines gemeinsamen Problemverständnisses sowie die klare Definition der (beidseitigen) Kompetenzen sind hier also für einen gelingenden Transferprozess notwendig. Der Umgang mit diesem Spannungsfeld zwischen der heiklen Nähe und der transferfeindlichen Distanz zum Forschungsgegenstand sollte nicht den einzelnen Forschenden allein überlassen werden. Vielmehr braucht es Regeln als Leitplanken, die den um Transfer bemühten Wissenschaftler:innen helfen, bei der Planung und Reflexion ihrer Vorhaben besser zurechtzukommen. Die von der Transdisziplinaritätsforschung bereitgestellten Gütekriterien können das

erforderliche Reflexionsvermögen stützen. Es schleckt aber keine Geiss weg, dass mit jeder Transferbemühung auch die Gefahr des Reputationsverlusts zunimmt, wenn Gefälligkeitskriterien der Anwender-Klientel über wissenschaftliche Validitätserfordernisse gestellt werden. Entsprechende Regeln sind heute in der Scientific Community noch nicht einfach so abrufbar. Gut also, dass Aviso dazu einen neuen Aufschlag macht! Es ist Sache der Wissenschaftsgesellschaften und der Akademien, unter Berücksichtigung der Transdisziplinaritätsforschung entsprechende Regeln zu identifizieren und innerhalb der Fachgesellschaften Verständigungsprozesse anzustossen. Solche Regeln müssen nicht zuletzt auch das Bemühen um öffentliche Kommunikation betreffen. Denn manche Kolleg:innen können ein Liedchen davon singen, dass bereits die Bereitschaft, sich auf mediale Anfragen einzulassen, bei Wissenschaftskolleg:innen ein kollektives Nasenrumpfen auslöst.

Wissenstransfer aus der DGPUK heraus stärken



Foto: Martin Jepp

Marlis Prinzing

Wissenstransfer und der übergeordnete Auftrag an Hochschulen zur Third Mission soll in der DGPUK als Initiative einen festen Platz erhalten. Hauptziele sind: Das Thema bezogen auf Kommunikations- und Medienwissenschaft in seinen Facetten vorantreiben, auf Desiderate und Schmerzpunkte hinweisen, bestehende Projekte sichtbarer machen. Initiantinnen sind Marlis Prinzing, Daniela Schlütz, Birte Kuhle und Charmaine Voigt.

Wissenstransfer und der übergeordnete Auftrag an Hochschulen, u. a. in Deutschland, zur Third Mission beizutragen, kann auch ein Instrument sein, um „ein besseres Leben“ zu erreichen, wie es das Tagungsthema der Jahrestagung der DGPUK für Erfurt auf den Punkt brachte. Dort wurden in einem Sonderfenster begriffliche Eckpunkte zu Transfer und Third Mission benannt, aus drei Beispielfeldern (Wissenschaftsgemeinschaft,

Politikberatung, Hochschule) Erfahrungen geschildert, weitere Themenfacetten diskutiert, erste Netzwerkknoten geknüpft – und zudem klar gemacht, weshalb die DGPUK ein guter Rahmen ist, um das Thema im Fach voranzubringen.

Birte Kuhle (Köln) beschrieb das aktuelle Begriffsverständnis von Transfer: Wissenschaftliches und technologisches Wissen „übertragen“ über dreierlei Aktivitätsbereiche – verwerten bzw. kommerzialisieren, nutzen sowie vermitteln an Gesellschaft sowie Politik. Das richte sich an drei Hauptzielgruppen – die Wissenschaft selbst, die Öffentlichkeit und die berufliche Praxis – und um erfolgreich zu sein, müsse Transfer als Ziel verbindlich gemacht werden.

Marlis Prinzing (Köln) erweiterte den Blick auf Third Mission als einem Oberbegriff für einen systematischen und gegenseitigen Austausch mit gesellschaftlichen Initiativen und Institutionen, mit Bildungsanbietern, Unternehmen, mit

Hochschulen im nationalen wie internationalen Umfeld, der inter- wie transziplinär ausgerichtet sein kann. Dieses aktive Miteinander erfordert ein entsprechendes Wissenschaftsverständnis und ein Hochschul- und Gesellschaftsumfeld, das Transfer-Netzwerke ermöglicht, unterstützt, schützt sowie durch sie drängende Fragen effizient behandelt, die damit verbundene Leistung misst und als Karrierebaustein gewichtet.

Daniela Schlütz (Potsdam) machte klar, dass die DGPK bestehende Aktivitäten (u. a. zu Forschungssoftware, Forschungsinfrastrukturen und Publikation transfer) sehr schätzt. Eine bündelnde Initiative könne dazu beitragen, all dies sichtbarer zu machen und zugleich das Transferthema systematisch zu stärken, sowie Erfahrungen und Ideen auszutauschen.

An drei Beispielen zum Transfer in die Wissenschaftsgemeinschaft sowie in die Gesellschaft und zur institutionellen Verankerung an einer Hochschule wurde dies illustriert.

Eva Baumann (Hannover) brachte ihr Engagement mit evidenzbasierter Politikberatung auf den Punkt „Es ist mit mir passiert.“ Weil sie an Kooperationsprojekten angewandter Forschung beteiligt war, Einladungen zu Vorträgen bei Krankenversicherungen annahm und ihre Mitarbeit in Gremien und wissenschaftlichen Beiräten zusagte. Ihre Erfahrungen: Man sollte als Forschende auch lokale Bezüge suchen, brauche viel Geduld, müsse viel Übersetzungsarbeit leisten von dem, worüber man forsche, es unterbrechen, netzwerken, Forschungseinrichtungen beraten, wie sie ihre Kompetenzen vermitteln. Ihr Fazit: Third Mission sollte eben nicht einfach passieren, sondern als Ziel verankert werden.

Emese Domahidi (Ilmenau) stellte für die Innenperspektive den gemeinsam mit Mario

Haim betriebenen Podcast „CCSPod – What is it about Computational Science?“ vor (<https://open.spotify.com/show/oPLCDpeA5KyhPE5JObL5S3>). In den rund einstündigen Folgen sprechen sie mit internationalen Fachkolleg:innen über Plattform-Macht, Social Media Networks oder den Einfluss digitaler Medien auf Well-Being. Ihr Fazit: Viel positive Resonanz aus der Community, was es erleichtere, Gäste zu gewinnen, dreistellige Hörerzahlen. Die Reihe mache ihnen selbst viel Spaß. Wünschenswert sei mehr institutioneller Support und dass Studierende auch zum Publikum werden.

Daniela Schlütz beschrieb aus ihrer Erfahrung als Hochschul-Vizepräsidentin für Forschung, Transfer und Gründung zunächst die Besonderheiten (u.a. das Spannungsfeld zwischen Impact und der Freiheit von Kunst und Wissenschaft), die das Transferthema an einer Hochschule mit Kreativstudiengängen hat. Manche Punkte lassen sich aber verallgemeinern. Das zeigt auch, dass Transfer zu Hochschulen unterschiedlicher Art passt. Er kann dort sowohl strukturell implementiert werden als auch strategisch. Als Beispiele zählte sie u.a. das Verhandeln von Gehaltszulagen für Transferleistungen auf sowie die Transferstrategie, die ihre Hochschule, angelehnt an die des Bundeslands Brandenburg rund um das Narrativ einer positiven Zukunft entwickelte. (https://www.filmuniversitaet.de/fileadmin/user_upload/pdfs/transfer/Transferstrategie_Filmuniversitaet_Babelsberg_062022.pdf).

Schon vor dem Sonderfenster wurden Kontakte geknüpft zu Personen, die sich in der DGPK mit Transferthemen befassen beziehungsweise in Teilbereichen Initiativen am Start haben. Die Reaktionen waren sehr positiv und auch insgesamt scheint die Zeit günstig.



Birte Kuhle



Charmaine Voigt



Daniela Schlütz

Impressum

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft e. V. (DGPK)

Redaktion: Marlis Prinzing & Petra Herczeg (beide verantwortlich) m.prinzing@macromedia.de
petra.herczeg@univie.ac.at
Marlis Prinzing & Petra Herczeg (Debatte)
Daniela Schlütz (Vorstand)
Stefan Weinacht (Neu Erschienen)

Anschrift der Redaktion: Hochschule Macromedia
University of Applied Sciences · Lehrstuhl Kommunikationswissenschaft und Journalistik
Prof. Dr. Marlis Prinzing · Brüderstrasse 17, 50667 Köln

Layout und Gestaltung: Marlis Prinzing & Petra Herczeg
Anzeigenakquise: Stefan Weinacht
Erscheinungsweise: Zweimal jährlich
Druck: Print Media Group, Hamm (Auflage: 1330)